

Erna Pfeiffer

ENTWICKLUNGSPOLITISCHE ASPEKTE IM ROMANWERK VON MARIA LUISA PUGA (MEXIKO)

Linguistics & Language Behavior Abstracts

LLBA

Now entering our 24th year (135,000 abstracts to date) of service to linguists and language researchers worldwide. LLBA is available in print and also on-line from BRS and Dialog.

Linguistics & Language Behavior Abstracts

P.O. Box 22206
San Diego, CA 92122
Phone (619) 695-8803 FAX (619) 695-0416

Fast, economical document delivery available.

In den letzten 20 Jahren - genaugenommen seit dem "einschlagenden" Erfolg der *Hundert Jahre Einsamkeit* des späteren Nobelpreisträgers García Márquez¹ - hat die lateinamerikanische Literatur im deutschen Sprachraum einen noch nie dagewesenen Aufschwung erlebt. Eine der Ursachen für die ungewöhnlich rasche und in die Breiten der Leserschaft gehende² Rezeption dürfte neben dem exotischen Flair, das die Werke der "Nueva Novela" ausstrahlen, doch auch ein gewisses Interesse an der politischen und sozialen Entwicklung des lateinamerikanischen Subkontinents sein, ein Thema, das - mit Ausnahme vielleicht von sehr stark "europäisierten" Autoren wie Borges oder Cortázar - integrativer Bestandteil nahezu jedes neueren Textes von Weltrang ist.³

Auffallend ist, daß im Genre der Dokumentarliteratur, das 1973 mit der deutschen Ausgabe von Eduardo Galeanos Welterfolg *Las venas abiertas de América Latina*⁴ in großem Maßstab Einzug in hiesige Bücherregale hielt und das von Natur aus prädestiniert für die Ventilierung entwicklungspolitischer Anliegen erscheint, in neuerer Zeit relativ viele weibliche Autoren in Erscheinung treten, bedenkt man den äußerst geringen Prozentsatz, zu dem lateinamerikanische SchriftstellerInnen hierzulande bekannt geworden sind (genaugenommen begann dieses Manko ja erst mit dem aufgehenden Stern der Allende seit 1982 ins allgemeine Bewußtsein zu dringen⁵): Nicht nur hat das berühmt gewordene *Zeugnis der Domitila*⁶ mittlerweile das 50. Tausend erreicht, daneben haben auch Rigoberta Menchús Lebensbericht⁷ sowie Elena Poniatowskas bisher in deutscher Sprache erschienene Bücher⁸ beachtliches Echo hervorgerufen.

Ich möchte demgegenüber eine in unseren Breiten bislang noch nicht bekannte mexikanische Autorin vorstellen, die mit ihrem Roman *Las posibilidades del odio*⁹ zum ersten Mal versucht hat, literarische Brücken zwischen Lateinamerika und Afrika zu schlagen, ein Experiment, das in Mexiko für einiges Aufsehen gesorgt, ihr aber auch etliche Ressentiments eingetragen hat. Wie María Luisa Puga (die ca. zwei Jahre als Angestellte der UNEP in Nairobi verbracht hat) selbst darlegt, haben sich gewisse, v.a. gutbürgerliche Kreise durch die doch sehr offen hergestellten Parallelen zwischen Kenia und Mexiko brüskiert gefühlt:

“Die Tatsache, daß ich einem lateinamerikanischen Publikum erzählen wollte, daß ich in Afrika Lateinamerika entdeckt habe, hat sie verärgert. Denn dort sah ich die Unterentwicklung, in der ich immer gelebt hatte, vor allem in einem Ort wie Acapulco, wo ich meine Kindheit verbracht habe. Und ich glaube, daß die überwiegende Mehrzahl der Leser sich in dem Buch wiedergefunden hat, begriffen hat, daß es nicht Afrika war, was ich ihnen zeigen wollte. Aber es gab auch welche, die beleidigt waren und sich strikt weigerten, mit Afrikanern in einen Topf geworfen zu werden.”¹⁰

Für mich war bereits interessant gewesen, daß die Autorin auf die Frage, in welchen Ländern sie gerne gelesen oder publiziert werden möchte, geantwortet hatte:

“In den englisch-, französisch- und deutschsprachigen Ländern; damit könnten wir nämlich auch in anderen Ländern der Dritten Welt gelesen werden. Es wäre phantastisch, wenn mich Afrikaner oder Inder lesen könnten, denn wenn ich irgendeinen Autor aus diesen Gebieten lese, merke ich, daß unsere literarischen Anliegen keineswegs differieren.”¹¹

Eine vor allem in der Begründung völlig abweichende Antwort von dem, was der Großteil der von mir (im Rahmen eines Forschungsprojekts) angeschriebenen oder interviewten mexikanischen Autorinnen als ihren “Traum” angegeben hatte: Wie nicht anders zu erwarten, waren (mit wenigen Ausnahmen) an der Spitze der “Wunschliste” die USA und dahinter die großen Kulturnationen Europas genannt worden; Afrika oder Indien existierte in dieser Rangordnung praktisch nicht. Damit aber sind auch die Weichen für María Luisa Pugas “literarisches Programm” in Richtung Dritte Welt gestellt; sie sagt weiter im Interview:

“Es wäre wunderbar, eine ganz neue Perspektive, wenn die Drittweltländer gegenseitig übereinander schrieben. Das war ein Teil meiner Absicht, daß wir uns ohne die europäischen oder nordamerikanischen Brücken sehen könnten. (...) Es war mir ein Anliegen, daß der Mexikaner den Afrikaner nicht nach dem Tarzan-Klischee oder à la Rudyard Kipling sehen sollte, auch nicht durch die Brille durchaus pro-afrikanischer Autoren, sondern er sollte ihn von Mexiko aus - das ja gut das Afrika der weißen Länder sein könnte - sehen. Aber genau das war es, weshalb sich viele gekränkt gefühlt haben, durch diesen Vergleich. Sooft ich ihnen auch sage - und mir scheint das selbstverständlich -, daß die Afrikaner sich nicht alle von den Bäumen schwingen und mit einem Lendenschurz herumrennen, genauso wie wir den Europäern hundertmal gesagt haben, daß die Mexikaner nicht alle unter einem Sombrello und einem Sarape daherkommen, obwohl ich das mit einem humoristischen Unterton sagte, haben sie es nicht kapiert und waren zu Tode beleidigt.”

Dabei sind diese Vergleiche durchaus nicht an den Haaren herbeigezogen; gerade im Falle von Mexiko und Kenia könnte man auf zahlreiche

strukturelle Gemeinsamkeiten verweisen: die eminent wichtige Rolle des Tourismus als Hauptdevisenbringer, die Rolle als entwicklungspolitisches Musterland (“Schweiz Afrikas bzw. Lateinamerikas”), die hinwegharmonisierten, aber stets virulenten Rassenkonflikte, die eklatante Fremdbestimmung im Erziehungswesen, die pseudodemokratischen Strukturen in einem Einparteiensystem, die starke Durchdringung mit Auslandskapital, ja sogar die sprachliche Akkulturation durch den starken Einfluß des Englischen.

Alle diese Themen werden in *Las posibilidades del odio* behandelt, und zwar nicht analysierend, in der Manier dokumentarischer Literatur, sondern in einen flüssig zu lesenden, spannenden Roman “verpackt”. Das ist vielleicht das Neue, aber auch Erfrischende, an María Luisa Pugas Werk: keine wie immer geartete, explizite Anklage gegen ungerechte Strukturen, wie sie durch ständige Wiederholung des immer gleichen Schemas z.T. zu Überdruß bei potentiellen LeserInnen führt oder geführt hat, sondern (politische, soziale) Geschichte zu nachfühlbaren “Geschichten” einzelner Individuen verarbeitet, mit denen es vielleicht leichter fällt, sich zu identifizieren oder (wo dies schwer fällt, wie am Beispiel des einbeinigen Bettlers) zu solidarisieren.

Genau genommen handelt es sich um sechs verschiedene, untereinander in keinem zwingenden Zusammenhang stehende Einzelerzählungen, die allesamt Entwicklungsprobleme zum Inhalt haben und miteinander durch sechs Zeittafeln lose verbunden sind, in denen Kenias Geschichte seit dem Eindringen der Engländer in Ostafrika (1888) dem nicht so eingeweihten Leser stichwortartig zur Kenntnis gebracht wird.

Die erste Erzählung stellt sozusagen den Monolog eines in Kenia geborenen und nun als Reisebüroleiter tätigen Weißen dar, der sich nach außen hin wohlwollend-liberal gegenüber seinen schwarzen Mitbürgern gibt, sich durch gewisse Untertöne aber als mit Vorurteilen behafteter Rassist entlarvt.

Der zweite, sehr eindrucksvolle Abschnitt gibt die Geschichte eines namenlosen schwarzen Bettlers wieder, der - von Kindheit an von einem ausbeuterischen Onkel zum Außenseiter gestempelt - durch Willkürakte der Polizei von seinem Stückchen Land vertrieben, dadurch aber in den Einflußbereich der Mau-Mau geraten war. Bei einem Schußwechsel am Bein verletzt, kommt er zunächst ins Gefängnis, von wo er (erst 26jährig) nach einer Beinamputation nur mehr in ein aussichtsloses Bettlerdasein entlassen wird. All dies zwar in dritter Person, von der Perspektive her jedoch (bis zum Blick auf die Schuhe der Vorbeigehenden) durchaus aus den Augen des Betroffenen geschildert.

Im dritten Teil kommt es zum ersten Mal zu einer Begegnung zwischen einem (schwarzen) Kenianer und einem (weißen) Mexikaner, die sich zufällig in einer Disco kennenlernen und dann zusammen eine Urlaubsreise an die Küste, ins Zentrum des Badetourismus, unternehmen. Dabei lernen sie

allmählich ihr jeweils eigenes Land mit den Augen des anderen zu sehen; einer relativiert, ergänzt, kontrastiert stets die Perspektive des anderen - hier werden auch explizite Vergleiche zwischen Mexiko und Kenia gezogen: Der Mexikaner José Antonio etwa fühlt sich beschämt angesichts des sehr viel freieren sexuellen Verhaltens der afrikanischen Frauen verglichen mit üblichen machistischen Attitüden in seinem Heimatland; der Schwarze Jeremiah wiederum sieht ein, daß nicht alle Weißen gleich ausbeuterische Weiße sind, und umgekehrt muß sich José Antonio mit der ihm nun zugeschriebenen Rolle als "Gringo" auseinandersetzen.

Der vierte Abschnitt zeigt sozusagen den Prototyp des akkulturierten und im Dienste der Weißen stehenden Afrikaners, einen kleinen Büroangestellten, der seine Anpassungswilligkeit und kleine Spitzeldienste jedoch letztlich mit Kündigung und sozialem Elend bezahlen muß; all dies im Kontrapunkt zu seinem kämpferischen Freund Julius, der schließlich aus politischen Gründen ins benachbarte Tansania geht, das bekanntlich einen entwicklungspolitisch gänzlich anders ausgerichteten Weg eingeschlagen hat als Kenia.

Die fünfte "Story" ist eine höchst rätselhaft bleibende Episode, deren Hauptfigur, ein britischer Lehrer, sich zum Ziel gesetzt hat, auf recht unkonventionelle Weise das Dogma von der "Überlegenheit der weißen Rasse" zu widerlegen, ein Unterfangen, bei dem er unweigerlich zwischen alle Fronten gerät.

Schließlich und endlich werden wir in Teil sechs - nahezu ein selbständiger "Roman im Roman" - mit der ersten weiblichen Hauptfigur, Nyambura, konfrontiert, deren Lebensweg wir von der frühen Kindheit bis zu einem Studienaufenthalt in Rom in mehreren Rückblendungen präsentiert bekommen. Dieser Part trägt wohl stark autobiographische Züge, vom frühen Tod der Mutter über die "Kolonialisierung des Geistes" in einer (weißen) Klosterschule bis hin zu einem politischen Bewußtwerdungsprozeß, der sich in beiden Fällen erst in der räumlichen Distanz zum eigenen Land vollziehen kann. Hier wird auch das den ganzen Roman durchziehende Leitmotiv des Hasses, das ja für den Titel des Werkes verantwortlich ist, am differenziersten herausgearbeitet: Als schwarze Frau, deren älterer Bruder bei einer Demonstration von der eingreifenden Polizei tödlich verletzt worden war und deren Bruder seine Arbeitskraft in einer Hotelfachschule in den Dienst der Weißen stellt, muß Nyambura allmählich lernen, ihren akkumulierten Haß gegen alles Weiße (der aus ihr sozusagen eine umgekehrte Rassistin gemacht hat) durch die Freundschaft mit dem Briten Chris zu überwinden. Trotzdem entscheidet sie sich letzten Endes gegen ein "privates Glück" (das sie mit noch größerer Entwurzelung bezahlen müßte) und für die Rückkehr in die Heimat. Auch in dieser Schlußpassage taucht wieder die Figur einer Mexikanerin auf; die Klammer der Querbeziehungen zwischen den beiden Drittweltländern schließt sich.

Soweit kurz "el argumento", die Handlung des Romans, der in seiner gebrochenen, fragmentarischen Form sowohl in der Lage ist, die vielfältigen Schichtungen und Facetten der Dritte-Welt-Problematik im allgemeinen zu entfalten, als auch die für Kenia spezifischen, divergierenden Perspektiven von Schwarz und Weiß, Angehörigen verschiedener afrikanischer Stämme (Kikuyu, Luo, Kamba, Swahili etc.) bzw. unterschiedliche Interessenlagen bestimmter sozialer Gruppen aus dem Blickwinkel der Betroffenen zu zeigen. Insgesamt zieht sich eine Art erzählerischer Strategie durch das Werk, die Probleme nicht rein sachlich aufzulisten, zu analysieren und kritisieren (das wäre zu "plump", zu sehr mit dem Finger gezeigt, zu sehr "literatura de denuncia"), sondern Widersprüchlichkeiten, ungerechte Strukturen eher versteckt, in Parabeln verpackt und gleichzeitig mit ironischem Unterton gewürzt dem Leser/der Leserin zur Entschlüsselung zu überlassen. Beispielhaft etwa der innere Monolog des sich in Sicherheit und im Bewußtsein seiner Überlegenheit wiegenden, aufstiegs- und anpassungswilligen Matiolo (Teil 4), dessen Speichelleckerei rasch zu durchschauen ist; obwohl er sozusagen "am Wort" ist und die Ereignisse aus seiner Perspektive schildern darf, neigt der/die entwicklungspolitisch interessierte Leserin instinktiv dazu, sich dem Standpunkt des gänzlich anders orientierten Julius mit Sympathie zuzuwenden, der von Matiolo als "übergeschnappt" dargestellt wird. Diese ständige Doppelbödigkeit der Perspektiven, in der keiner als der alleinige "Gute" und keiner als der vollkommen "Böse" dargestellt wird, gibt dem Werk seinen besonderen Reiz und stellt eine seiner Meisterleistungen dar. Der ironische Diskurs erweist sich hier als wesentlich aufschlußreicher als eine noch so scharfsinnige soziologische oder historische Analyse. Dies vielleicht, weil die Menschen als Menschen agieren (mit all den Widersprüchlichkeiten, die das impliziert) und nicht als Akteure, die eine bestimmte politische Richtung, eine Ideologie, Hautfarbe oder soziale Schicht vertreten. Dadurch bleibt auch die Vielschichtigkeit, die entwicklungspolitischen Problemen nun einmal zu eigen ist, gewahrt, ohne in voreilige Schwarz-Weiß-Schemata oder Patentrezepte zu münden.

Dies beginnt schon mit dem Leitmotiv des Buches, dem Haß: Einerseits als Hindernis für das gedeihliche Zusammenleben der Völker gesehen, wird andererseits auch zugestanden, daß der aufflackernde Haß (gegen den Kolonisator) auch die erste Regung von Eigenständigkeit, das Herausreißen aus der sonstigen Lethargie der Kolonisierten bedeuten kann:

"Den Haß so unverblümt zu zeigen, ist schlimmer als vergewaltigt zu werden. Es tat ihr leid, aber andererseits merkte sie wie von ferne, daß trotz der langen Geschichte des Menschen und ihrer unglaublichen Grausamkeit - und seiner unglaublichen Grausamkeit - vielleicht der erste befreiende Schritt des Unterdrückten, des Erniedrigten, des Anderen darin bestand, den Haß kennenzulernen. Das Ziel war nicht so sehr, den anderen lieben zu

lernen, sondern ihn nicht zu hassen. Dies zu allererst."¹²

Selbst in ihrer Beziehung zu ihrem Geliebten ist das Ausleben der Differenzen für Nyambura die einzige Möglichkeit, ihre Minderwertigkeitsgefühle dem Weißen gegenüber zu überwinden; Chris wirft ihr vor:

"Mag sein, daß dir gar nichts anderes übrigbleibt als destruktiv zu sein. Daß du gar nicht anders kannst. Mag sein, daß es gar nicht deine Schuld ist. Vielleicht ist das die wahre Auswirkung der Kolonialisierung ...' (ach, wie sich nur unsere Worte mit Ressentiments, Angst, Haß zu füllen begannen. Vielleicht waren es die einzigen Augenblicke, in denen wir gleichrangig waren)" (S. 298)

Ziemlich genau in der Mitte des Romans versucht María Luisa Puga auch aufzudecken, wie das Dogma der weißen Überlegenheit maßgeblich gewisse Motivationen für "Entwicklungshilfe" prägt; dem britischen Lehrer (Teil 5) legt sie folgende Aussage in den Mund:

"Ein Auswanderer ist einer, der in ein im Aufbau begriffenes Land kommt in der Absicht, ihm bei seiner Entwicklung zu helfen. Als Gegenleistung für diese Hilfe bekommt er ein Gehalt und ein herrliches Gefühl der Überlegenheit (ob er es will oder nicht, aber im allgemeinen will er es schon).

Von klein auf habe ich gelernt, daß ich der herrschenden Rasse angehöre. Nicht nur daß sie in der Schule die ganze Zeit darauf bestanden, wir sollten Geld spenden für die armen Negerlein, für die hungrigen kleinen Indios, für die armen kranken Asiaten, nein ..." (S. 145)

Zu welchen Resultaten diese paternalistische Entwicklungs"hilfe" führt, demonstriert die Autorin aus der Perspektive der kleinen Nyambura angesichts des Hauses, das sie mit ihrer Familie bewohnt:

"Das Haus, in dem Nyambura bis zu ihrem elften Lebensjahr wohnte, war klein. Sie erinnerte sich dunkel, daß es irgendwie unfertig war, konnte aber nicht sagen, warum. Was Nyambura am meisten beeindruckte, war, daß es außen vollkommen identisch mit einer ganzen Reihe von kleinen Häuschen war, die da zwei oder drei Straßen lang aneinandergereiht standen. (...)

Diese Häuser waren in Wirklichkeit das erste Resultat eines vielversprechenden Wohnbauprogramms, das die Regierung mit deutscher Finanzierung in Angriff genommen hatte.

Nyambura konnte das natürlich nicht wissen. Für sie waren die Luft und der Raum in ihrem Haus alles, was sie kannte. Zwei Zimmer und ein Wohn-Eßzimmer. Ein winziges Bad und die Küche. Die Küche hatte eine merkwürdige Erinnerung in ihr hinterlassen. Vielleicht war es das, was unfertig war. Wie Hosen, die jemandem zu kurz waren. (...) Auf alle Fälle wurde in ihrem Haus viel mehr auf einem kleinen Kohlenofen im Hinterhof gekocht als in der Küche. (...)

Ein merkwürdiges Haus war das gewesen. Dunkel und kalt, triste, ein wenig wie ein Gefängnis ..." (S. 193 f.)

Gerade die "naive" Darstellung aus den Augen des unwissenden Kindes macht uns das Desproportionierte solcher den Bewohnern aufoktrozierter und nicht an ihren Bedürfnissen orientierter Entwicklungsprogramme noch krasser deutlich. Daher klingt uns die paternalistische Redeweise des weißen Reisebüroleiters in Teil 1 noch deplacierter in den Ohren:

"Im Grunde genommen ist der Schwarze ein gutmütiger Typ. Schweigsam, reserviert, diskret (er meinte natürlich das Volk, nicht die Oligarchie). Man kann ganz gut mit ihnen auskommen, obwohl sie manchmal nicht zu durchschauen sind. Nun ja, das Schlimme ist nur, sozusagen die Kehrseite der Medaille, daß sie mit dem Südafrikaproblem allzu aufgeweckt werden. Sie lernen - so bilden sie sich zumindest ein -, zu sich selbst zu finden, und all diese Ideen von wegen Afrikanisierung, die von allen Seiten auf sie einströmen, haben sie schon sehr verdorben. In Kenia noch nicht allzu sehr, aber in anderen Ländern ... Denken Sie nur an Tansania. Nicht nur Sozialismus, sondern obendrein noch schwarzer Sozialismus, also ich bitte Sie. Er war nur einmal in Tansania gewesen, aber das war eine Erfahrung, die er niemandem empfehlen mochte. Dar-es-Salaam war eine Ruinenstadt verglichen mit Nairobi; nicht nur ärmer, sondern viel desorganisierter, unmöglich für den Tourismus und ohne jede Garantie für die ausländischen Investoren, die doch die einzigen sind (man mußte doch realistisch sein), die diese Länder vorwärts bringen können. Er würde schon sehen, daß in einigen Jahren Kenia die Schweiz Afrikas sein würde. Und überhaupt, diese Idee, daß man auf ein unterentwickeltes Land, ein Land, das noch in den Anfängen steckt, ein anderes Modell als das kapitalistische anwenden könnte, war ja wirklich unverantwortlich. Also ehrlich, was für eine Anmaßung, in Afrika eine neue Gesellschaft errichten zu wollen, wo das doch nicht einmal in Europa gelungen war." (S. 17 f.)

Als Kontrapunkt dazu der hochgelobte Fortschritt, der Kenia zum florierenden Musterland gemacht hat, einmal aus den Augen des Bettlers gesehen:

"Was wußte schon der Bettler von den sozioökonomischen Kräften, die sich dafür einsetzten, aus Kenia eine unabhängige und moderne Nation zu machen; diesen Kräften, die sich einer Logik der Entwicklung durch Kapitalakkumulation unterwarfen?

Er wußte zum Beispiel, daß in dem Wirrwarr von Beinen, welche seinen Horizont bevölkerten, einige luxuriöser als andere waren. Einige waren weiß, andere schwarz. Einige energischer, andere unsicher. Von der Stadt, o ja, da wußte er alles. Wo er die Straße überqueren mußte, ohne niedergefahren zu werden; wo er sich aufhalten konnte, ohne im Weg zu stehen. Welche Müllhalden lohnender waren." (S. 33)

Keine direkte Kritik ("Entwicklung macht die Reichen reicher und die Armen ärmer" oder Ähnliches), sondern beinharte Konfrontation der Gegensätze, indem ein und dieselbe Sache (Fortschritt auf Kosten der Ärmsten

Schichten) wie in der Filmtechnik aus gegensätzlichen "Einstellungen" (Schuß und Gegenschuß, Frosch- und Vogelperspektive) beleuchtet wird. Beispielhaft dazu die Gegenüberstellung der offiziellen Diktion mit Anzeichen der beginnenden Studentenrevolte:

"Die Zeitungen des Landes proklamierten ein wenig hysterisch die Ruhe im Lande, die wachsende Prosperität, das Vertrauen, welches das große Kapital in die nationale Wirtschaft setzte; neue Handelsabkommen wurden angekündigt, Entwicklungshilfeprojekte, Ausbildungszentren für technische Führungskräfte. Jede Woche tauchten neue Importprodukte auf dem Markt auf. Der Tourismus blühte. Das Land war ein Beispiel für den ganzen Kontinent.

Aber jeden Morgen sagte Makini zu mir: 'Es gibt Gruppen. Es gibt Leute. Es ist alles bereit.'" (S. 181)

In Kapitel drei schließlich werden über das Kernthema "Tourismus" nicht nur Parallelen zwischen Kenia und Mexiko gezogen, sondern könnten letzten Endes auch wir "entwickelten" Österreicher Denkanstöße bezüglich des Ausverkaufs von Landschaft, Umwelt und Kultur beziehen. Die folgenden Passagen sind vielleicht auch insofern interessant, als keine billige Harmonisierung zwischen zwei Entwicklungsländern versucht wird, sondern schon rein formal, durch Anwendung eines "dialogischen Prinzips", die tastenden und keineswegs einfachen Annäherungsversuche zwischen Jeremiah und José Antonio dargestellt werden, sozusagen ein privater "Süd-Süd-Dialog":

"'Ich hasse die Touristen', sagte José Antonio beim Blick auf diese Leute.

Jeremiah dachte, daß José Antonio doch auch Tourist sei. Er war auch Student. Vielleicht sagte er deswegen diese Sachen. (...)

'Es ist nicht ihre Schuld, klar', fuhr José Antonio fort, 'schließlich und endlich sind sie nichts anderes als ausgelaugte Büroangestellte; sie haben sich den Urlaub verdient. Es ist das System.'" (S. 67)

Und weiter:

"... José Antonio, der in allem eine Parallele zu seinem Land sah.

'Die Küstenstädte sind alle gleich', sagte José Antonio und versuchte, kein Heimweh aufkommen zu lassen. 'Außerdem hat man an die Küsten von Lateinamerika viele Neger hinverfrachtet.'

Und so war der Markt haargenau wie in Acapulco, die Frauen hatten das gleiche Lachen, die Kinder bettelten auf die gleiche Art um Geld. Es war die Armut, die überall gleich war. Jeremiah hörte zu und konnte es nicht glauben und dachte sich, daß die Weißen eigentlich doch nicht so schrecklich unbegreiflich waren, wie er immer gedacht hatte." (S. 87 f.)

Köstlich und treffend zugleich schließlich der ironische Diskurs des Mexikaners, der das innere System des Dritte-Welt-Tourismus entlarvt:

"'Und ich nehme an, wenn du an andere Länder denkst, dann fällt dir als erstes England oder Frankreich ein, nicht? In Mexiko ist es ganz gleich. Afrika

ist in Wirklichkeit weit weg. Dort hat man die Vorstellung, daß eine Reise durch Afrika ein gefährliches Abenteuer ist, und sicher, auch ich muß zugeben, daß einem, bevor man noch an die Menschen denkt, die Tiere einfallen - die Safaris und die Dinge.'

'Ja, mich hat es schon überrascht, daß du diese Dinge nicht sehen wolltest. Deswegen kommen doch die Touristen nach Kenia.'

'Klar, oder wegen der Sonne, dem Meer, das ist der Inbegriff des Urlaubs. Auch nach Mexiko fahren sie deswegen. Andererseits heißt es aufpassen, denn heutzutage bedeutet Tourist sein eine ausfüllende Tätigkeit. Zunächst einmal gibt es verschiedene Typen von Touristen. Den traditionellen, nicht wahr, der sein hübsches Hotel mit Privatstrand will usw. Aber dann gibt es einen, den ich den pseudokulturellen nennen würde. Das ist modern. Der will die Sitten und Gebräuche der Leute kennenlernen, um die Ausrüstung zu rechtfertigen, die er hat. Er durchquert z.B. die Wüste im Jeep (und das arrangiert er in einem Reisebüro in Paris oder London. Fast als würde er aussuchen, welche Art von Durst er verspüren möchte, sicherlich werden im Prospekt drei Typen in verschiedenen Preisklassen angeboten), aber schön, der braucht eine sündteure, hochkomplizierte Ausrüstung, da machst du dir keinen Begriff. (...) das ist das Konsumsystem, klar. Ihm drehen sie alles an. Vor allem verkaufen sie ihm die Illusion, frei zu sein, autonom; auf Hotels und Swimmingpools und Restaurants verzichten zu können. Oder anders gesagt, sie verkaufen ihm die Natur. Dafür muß man stinkreich sein.'" (S. 89)

Wir könnten noch reihenweise Textpassagen bringen, die mit diesem schmunzelnden Unterton den entwicklungspolitischen Nagel auf den Kopf treffen; dazu bleibt in diesem Rahmen leider kein Platz. Wie ich hoffe, wird aber bereits aus diesen wenigen Andeutungen klar, daß es María Luisa Puga in ihrem ersten Roman¹³ gelungen ist, ihr literarisches Programm zu verwirklichen, das sie einer mexikanischen Studentin in den Mund legt, nämlich "Brücken zu errichten, die nicht über Europa verlaufen" (S. 276).

ANMERKUNGEN

¹ 1970 in der Übersetzung von Kurt Meyer-Clason zum ersten Mal in deutscher Sprache erschienen (Köln: Kiepenheuer & Witsch).

² Sowohl die Auflagen von García Márquez, als auch etwa die seines "weiblichen Konterparts" Isabel Allende haben mittlerweile die Millionengrenze überschritten ...

³ Man denke nur an den sogenannten "Diktatorenroman" von Miguel Asturias (*Der Herr Präsident*. Genf: Kossodo, 1957) bis hin zu Alejo Carpentiers *Die Methode der Macht*, 1989 in der Neuübersetzung von Elke Wehr bei Suhrkamp erschienen, an die "novela indigenista", die sich mit Fragen der Indianerrechte auseinandersetzt, oder aber an den "Mexikanischen Revolutionsroman", die kolumbianische "Violencia-Literatur" usw.

⁴ Dt.: *Die offenen Adern Lateinamerikas: die Geschichte eines Kontinents von der Entdeckung bis zur Gegenwart*. Übers. v. Leonardo Halpern und Anneliese Schwarzer de Ruiz. Wuppertal: Hammer, 1973 (bis heute mindestens zehn Auflagen!).

⁵ Vgl. meinen Aufsatz: "Als die Puppen zu sprechen begannen: Die neue Stimme der Frau in der lateinamerikanischen Literatur", in: Jolanda M. Koller-Tejeiro Vidal/Martina Kampmann (Hrsg.), *Frauen in Lateinamerika* (Arbeitstitel). Hamburg: Junius-Verlag, 1990 (im Druck).

⁶ Vollständiger Titel: "Wenn man mir erlaubt zu sprechen ..." *Zeugnis der Domitila Barrios de Chungara, einer Frau aus den Minen Boliviens*. Hrsg. v. Moema Viezzer. Vorwort v. Günter Wallraff, Einleitung v. Eduardo Galeano. Übers. v. Carmen Alicia und René Böll. Bornheim: Lamuv, 1978.

⁷ Elisabeth Burgos (Hrsg.): *Rigoberta Menchu. Leben in Guatemala*. Übers. v. Willi Zurbrüggen. Bornheim: Lamuv, 1984 (1. - 10. Tausend).

⁸ *Allem zum Trotz ... Das Leben der Jesusa*. Übers. v. Karin Schmidt. Bornheim: Lamuv, 1982; und *Stark ist das Schweigen. Mexikanische Reportagen*. Übers. von Anna Jonas (und Gerhard Poppenberg). Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1982 (21987).

⁹ México: Siglo XXI, 1978; México: Secretaría de Educación Pública, 1985. Die Auflagenhöhe von (bisher) 35.000 Stück ist in Mexiko für den Erstlingsroman einer jungen Autorin durchaus beachtenswert und liegt weit über den Durchschnittswerten von 2.000 - 3.000. Bisher existiert - trotz entsprechender Bemühungen einer Wiener Übersetzerin - leider keine gedruckte deutsche Fassung des hochinteressanten Werkes; der Titel müßte übersetzt etwa lauten: "Möglichkeiten des Hasses".

¹⁰ In einem Interview, das sie mir am 24. Oktober 1989 in Eichstätt (BRD) gegeben hat (ich übersetze im folgenden die Zitate).

¹¹ Schriftliche Antwort auf einen Fragebogen der Verfasserin, August 1989.

¹² *Las posibilidades del odio*, 1985, S. 239 (alle Zitate von mir übersetzt).

¹³ Auf den später noch weitere gefolgt sind; erwähnenswert in diesem Zusammenhang vielleicht *La forma del silencio* (México: Siglo XXI, 1987) über den Tourismus-Boom in Acapulco.

Dr. Erna Pfeiffer, Institut für Romanistik der Universität Graz,
Johann-Fux-Gasse 30, 8010 Graz

Erna PREIFFER, Mag. Dr., geb. 1953 in Graz, verheiratet, zwei Kinder. 1971 - 1975 Spanischstudium am Institut für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung der Universität Graz. 1973 - 1981 Studium der Romanistik und Slavistik an der Universität Graz. Dissertation zum Thema "Struktur und Realitätsbezug im kolumbianischen *Violencia-Roman*" (erschien 1984 im Verlag Peter Lang, Frankfurt). Seit 1983 Vertragsassistentin am Institut für Romanistik der Universität Graz. Auslandsaufenthalte: 1977 Kolumbien, 1989 Mexiko.

Journal für Entwicklungspolitik 1, 1990, S. 69 - 79

Wessel de Kock, *Usuthu! Cry Peace. The black liberation movement Inkatha and the fight for a just South Africa* (The Open Hand Press, Goodwood, Cape, 1986), pp. 192. illus.

G. Maré and Georgina Hamilton, *An Appetite for Power. Buthelezi's Inkatha and South Africa* (Ravan Press Johannesburg and Indiana University Press, Bloomington and Indianapolis, 1987), pp. x + 261, illus, maps and diagrams.

Mzala, *Gatsha Buthelezi. Chief with a Double Agenda* (Zed Books, London and New Jersey, 1988), pp. x + 240.

At a time of almost daily confrontations in the streets of Natal's black townships, it is difficult to remain dispassionate about the Zulu cultural liberation movement, Inkatha, and its leader, Chief Gatha Buthelezi. Since the end of last year several hundreds have been killed, chiefly the result of Chief Buthelezi's attempts to incorporate Durban and Pietermaritzburg townships into Kwazulu and the fierce resistance this has generated.¹ It is reminiscent, frighteningly if superficially, to the battles that were fought in the streets of Berlin in the early 1930s between left and right-wing forces, with the state and capital turning a blind eye to the excesses of Nazi thugs in the interests of short-term continuance of the status quo, stability, and the defeat of communism.²

Three new books attest to the continuing centrality of Buthelezi and Inkatha to the politics of South Africa. Yet about the only point these on which they agree is that Buthelezi is the most controversial of South Africa's politicians. Indeed, it is difficult reading de Kock's *Usuthu! Cry Peace* and the other two books to believe that they are writing about the same phenomenon. Gerhard Maré and Georgina Hamilton's *An Appetite for Power* and Mzala's *Gatsha Buthelezi. Chief with a Double Agenda* are well documented and cogently argued, if highly critical and at times polemical, accounts. Perhaps because it is somewhat hazardous to challenge the Chief Minister, these authors have been at pains to provide their readers with the relevant references. Not that this has prevented Buthelezi from violently attacking Maré and Hamilton in no less than four pages in a policy speech before the Kwazulu Legislative Assembly (March 1988) as 'too-clever-by-half academics who dabble in esoteric politics with all the trappings of being involved in the struggle for liberation', or his Minister for Education, Oscar Dhlomo (under the pen-name of Dingiswayo), castigating the work in the Inkatha-owned